



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

"... auf der Suche nach festem Boden"

Blömeke, Sigrid

Münster [u.a.], 1999

III.5.2 Biographische Porträts von Studierenden des ersten Lehrgangs

urn:nbn:de:hbz:466:1-39856

Acht Monate nach Abschluß des Lehrgangs sollten die ehemaligen StudentInnen an die Paderborner Akademie ihre angetretene Stelle melden, mitsamt dem Antrittsdatum. Aus den eingegangenen Antworten – knapp ein Drittel hatte nicht reagiert – läßt sich herauslesen, daß es für die AbsolventInnen trotz der Behauptung M.s. „wer von der Akademie kam, kam mit Kußhand unter“ (Interview M.), und trotz des eklatanten LehrerInnenmangels nicht so einfach war, eine Stelle zu finden. Nach einem Monat arbeitete jedenfalls erst jeder sechste der männlichen Absolventen, allerdings bereits fast jede dritte ehemalige Studentin als LehrerIn. Zwei Monate später war erst gut die Hälfte der ehemaligen Studenten untergekommen, dagegen bereits fast zwei Drittel der Absolventinnen. Jeden Monat wurden dann einige weitere LehrerInnen eingestellt, aber es suchten im April 1949 noch immer zehn Prozent der Antwortenden eine Anstellung. Eine Frau wollte nicht mehr als Lehrerin arbeiten, da sie beabsichtigte zu heiraten.

Der überwiegende Teil dieser AbsolventInnen der Pädagogischen Akademie Paderborn arbeitete an katholischen Volksschulen, nur vereinzelt waren sie an Gemeinschaftsschulen tätig. Interessant ist, daß immerhin mehr als ein Drittel der männlichen Absolventen eine Anstellung außerhalb der Provinz Westfalen angenommen hatte, dagegen traf das nur auf etwas über zwanzig Prozent der Lehrerinnen zu, von denen ein Drittel im Landkreis Paderborn geblieben war. Das galt nur für jeden sechsten Lehrer.

Hier zeigt sich noch einmal die stärkere sozialräumliche Immobilität der Studentinnen. Die Suche der Studenten war jedoch zum Teil auch erzwungenermaßen so weit ausgedehnt. Sie hatten vor Abschluß des Lehrgangs ihre Wünsche in bezug auf einen späteren Einsatzort angeben können, und dieser lag bei über 90 Prozent der Studentinnen wie der Studenten in der Provinz Westfalen (vgl. HStAD, NW 26-56).

III.5.2 Biographische Porträts von Studierenden des ersten Lehrgangs

Im Interesse eines genaueren Profils der Pädagogischen Akademie Paderborn in ihrer Frühphase ist eine Ergänzung der bisherigen Informationen aus der Perspektive damals beteiligter Studierender sinnvoll, auch deshalb, weil durchaus differierende Einschätzungen der Akademieausbildung vermutet werden können. Als Methode wurde die mündliche Befragung gewählt, um so eine biographische Selbstpräsentation der Studierenden zu ermöglichen. Gefragt wurde auch, mit welchen Erfahrungen und Einstellungen die Studierenden an die Pädagogische Akademie Paderborn kamen und wie sich später ihr Berufsleben gestaltete. Die Darstellung erfolgt zunächst anhand von Einzelporträts der Befragten (s.u. Kap. III.5.2.1 bis III.5.2.5). Diese „*deskriptive Rekonstruktion*“ wird ergänzt durch eine „*interpretative Rekonstruktion*“ (Haupt/Schäfer 1992, S. 17), mit der eine zusammenfassende Einordnung der Selbstdefinitionen der

Studierenden in den historischen Gesamtzusammenhang erfolgt und auffällige Gemeinsamkeiten oder Besonderheiten herausgearbeitet werden (s.u. Kap. III.5.3).

Mit den StudentInnen wurden – von mir bzw. von Mitarbeiterinnen des Archivs der Universität-GH Paderborn – qualitative Interviews geführt, die i.d.R. 1,5 bis 2,5 Stunden lang waren. Der biographisch-narrative Teil stand jeweils am Beginn und dauerte i.d.R. mindestens eine Stunde. Meine anschließende text- und thematische Feldanalyse dieser Interviewteile orientierte sich an den folgenden Fragen:

- „1. Weshalb wird dieses Thema an dieser Stelle eingeführt?
2. Weshalb wird dieses Thema in dieser Textsorte präsentiert?
3. Weshalb wird dieses Thema in dieser Ausführlichkeit bzw. Kürze dargestellt?
4. Was sind die möglichen thematischen Felder, in die sich dieses Thema einfügt?
5. Welche Themen (Lebensbereiche oder Lebensphasen) werden angesprochen und welche nicht?“ (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997, S. 153)

Mit Hilfe dieser Fragen werden Rückschlüsse auf die heutige Bedeutung historischer Erfahrungen möglich, und es kann eine Typenbildung erfolgen:

„Eine Typenbildung in diesem gestalttheoretisch-strukturalistischen Verständnis bedeutet, die Gestaltetheit der Lebenserzählung und der zugrunde liegenden Regeln ihrer Konstitution zu rekonstruieren und nicht wie bei einer deskriptiven Typenbildung einzelne Merkmalskriterien summativ zusammenzufassen.“ (Rosenthal 1994, S. 23)

Die Befragten sind in diesem Teil des Interviews Objekte und Subjekte der Erzählung zugleich; es handelt sich um „rückschauend interpretierende Rekonstruktionen“ anhand der eigenen Erinnerungen und „von jenem Erfahrungs- und Bewußtseinsstandort aus, den der oder die Berichtende zum Zeitpunkt der Rückschau einnimmt“ (Klafki 1991, S. 159). Wolfgang Klafki weist auf die „Gefahren der Selbststilisierung, der Harmonisierung, der rückwirkenden ‚Konstruktion‘ eines vielleicht nur vermeintlich konsistenten Entwicklungszusammenhanges“ (Klafki 1988b, S. 9) hin, denen gegenüber es sensibel zu sein gilt. Rosenthal hat zwei Schritte ausgemacht, die bei Interviews zu finden sind: zum einen die Erinnerung selbst, für die eine „Kontextualisierung“ (Rosenthal 1994, S. 85) notwendig sei, also das Finden eines Bezugspunktes aus dem gegenwärtigen Relevanzsystem, und zum anderen die dann folgende Erzählung, die „sowohl mehr als auch weniger als das Erinnerungsnoema“ (ebd., S. 90) enthalte.

Die Darstellung der folgenden „Fälle“ richtet sich an diesen methodischen Vorgaben aus und hebt jeweils die Aspekte hervor, deren besondere Bedeutung für die Befragten in den Gesprächen deutlich wurde. Im Mittelpunkt meines Untersuchungsinteresses standen dabei die folgenden thematischen Kategorien: Elternhaus, Schulbildung, Stellung zum Nationalsozialismus, Prozeß der Berufswahl, Studium an der Paderborner Akademie, weiterer Lebensweg sowie

Gesamteinschätzung der Ausbildung an der Pädagogischen Akademie und der Lehrertätigkeit.

An den biographisch-narrativen Teil der Interviews schloß sich jeweils ein zweiter – stärker strukturierter und anhand eines Leitfadens geführter – Interviewteil an, der sich auf die Ausbildung an der Pädagogischen Akademie Paderborn konzentrierte und deren historische Rekonstruktion aus Sicht der Studierenden zum Ziel hatte. Die Erkenntnisse sind in die Darstellung eingeflossen (s.o.).

III.5.2.1 R. B.

B. wurde am 2. Mai 1925 in Paderborn als Sohn eines Vorschlossers geboren. Er hat einen jüngeren Bruder. Seine Eltern bezeichnet er als „stockkatholisch“ (Interview B.), die gesamte Verwandtschaft habe die Zentrumspartei gewählt. B.s Familie hat bis zu seinem zehnten Lebensjahr im Stadtkern gewohnt und ist dann in ein selbsterbautes Haus am Dörener Weg gezogen. Von 1931 bis 1935 hat B. eine sechsklassige Volksschule für Jungen besucht und ist von dort auf die Städtische Oberrealschule für Jungen – das spätere Reismann-Gymnasium – gegangen. Am 12. Februar 1943 hat er das Abitur abgelegt.

Einer seiner Lehrer habe an ihm malerische Fähigkeiten entdeckt, ansonsten hat er an seine Volksschulzeit keine besonderen Erinnerungen:

„Die vier Volksschuljahre liefen so hin.“ (ebd.)

An die Zeit als Gymnasialschüler erinnert sich B. dagegen besser. So hebt er einen Geschichtslehrer hervor, der einen „guten“ Unterricht gemacht habe und nicht das offizielle Lehrbuch, sondern eins aus der Weimarer Zeit verwendet habe, „so daß wir kritisches Bewußtsein beigebracht bekamen“. Es habe jedoch auch NS-Anhänger unter seinen Lehrern gegeben, beispielsweise einen Physik-lehrer, der statt von Optik von der „Lehre vom Licht“ sprach, um Fremdwörter zu vermeiden, und Bibel-Zitate als „typisch jüdisch“ diffamierte (zur Reismannschule im Nationalsozialismus im einzelnen vgl. Heller/Hülsbeck-Mills 1991). Die Schüler hätten diesen Lehrer jedoch nicht ernst genommen und als „Dummkopf“ angesehen. Die ganze Klasse habe bei antijüdischen Äußerungen immer „Pfui!“ gerufen, was von dem Lehrer als Beifall verstanden worden, von den Schülern aber als Widerspruch gemeint gewesen sei (vgl. ebd.).

Im Vergleich zur Volksschulzeit war die Gymnasialschulzeit wohl prägender, aber insgesamt meint B.:

„Die Schule war für uns gar nicht das wichtigste im Leben.“ (ebd.)

Die ein- bis zweimal wöchentlich stattfindenden Gruppenstunden der katholischen Jugend waren für ihn viel wichtiger. Diese fanden in einem katholischen Vereinshaus statt, waren aber nach der Zerschlagung der katholischen Jugend-

organisationen Mitte der 30er Jahre nicht mehr verbandlich organisiert. Dies festzustellen, ist B. wichtig; damit war auch seine weitere Einstellung zu katholischer Jugendarbeit geprägt. Bei den Treffen handelte es sich um ein Zusammenkommen von Gleichgesinnten, es wurde gelesen und einmal in der Woche eine Gemeinschaftsmesse gefeiert. An Wochenenden unternahmen die Jungen Fahrten und Zeltlager mit Lagerfeuer in der Egge, „was eigentlich nicht statthaft war“. Diese Fahrten entsprangen dem Lebensgefühl der Beteiligten:

„Wir haben als Jugendliche in einer Welt gelebt, die so ein bißchen romantisch war.“ (ebd.)

Angeregt von der Jugendbewegung gehörte für die katholischen Jungen das Wandern und das Volksliedersingen zum Jungsein. In jedem Jungenzimmer habe ein Bild vom „Bamberger Reiter“ – dem frühesten Reiterstandbild seit der Antike – gehangen, das damals als „Ikone“ katholischer Jugend galt.

Die Jungen hatten die Kontakte untereinander selber geknüpft, die Eltern B.s begleiteten diese Aktivitäten ihres Sohnes im katholischen Umfeld aber mit Wohlwollen. Dennoch rieten sie B., dem Jungvolk und später der Hitler-Jugend beizutreten. Sie „befürchteten, wenn du was werden willst, wenn du Abitur machen willst, dann ist die Hitlerjugend einfach eine Notwendigkeit“ (ebd.). Der HJ trat B. dann auch bei und sang dort im Chor, jedoch – nach seinen Aussagen – ohne die Uniform der HJ zu tragen.

B.s Verhältnis zum Nationalsozialismus ist als durchaus zwiespältig zu kennzeichnen: Einerseits war B. eingebunden in eine Jugendgruppe in der Tradition der ehemaligen katholischen Bünde Neudeutschland und Quickborn, und er gibt an, daß er und seine Freunde „wenig mit der Hitlerjugend am Hut“ hatten, andererseits bezeichnet er HJ- und Jungvolk-Führer als „völlig harmlose Burschen“ und SS-Offiziere als „schneidige Leute mit schneidigen Uniformen“, von denen es in der Stadt etliche gab – Leute, die reiten wollten, zum Beispiel:

„Wer irgendetwas tun wollte, mußte in einer NS-Organisation sein.“ (ebd.)

Diese Widersprüchlichkeit ist ihm offensichtlich nicht bewußt gewesen. Ihm ist die Aussage wichtig:

„Den Naziterror haben wir eigentlich erst 1945 durchschaut, nicht einmal 1945: 1946, als dann die ersten Bücher herauskamen – Kogon, Der SS-Staat.“ (ebd.)

Nach einer Begegnung mit KZ-Häftlingen in Wewelsburg bei einer Wanderung der katholischen Jugendlichen mit einem Pfarrer habe dieser ihnen erklärt, daß es sich bei den Gefangenen um handwerkliche Spezialisten – „Künstler“ – für den Ausbau der Burg handele. Daß diese Häftlingskleidung trugen, hielten die Jugendlichen nicht für verwunderlich:

„Wir wußten von den Bibelforschern, daß sie Wehrdienstverweigerer waren – wir mußten Soldat werden, und für uns war das eigentlich eine Selbstverständlichkeit, daß einer, der den Wehrdienst verweigerte, in ein Arbeitslager kam.“ (ebd.)

B. meint, daß „das einzige Kriegsverbrechen“, das er im Nationalsozialismus gesehen habe, die Bombardierung dreier als Lazarett gekennzeichnete deutscher Schiffe durch englische Flieger gewesen sei, während er das deutsche Verhalten wie folgt beurteilt:

„Wir haben einen fairen Krieg geführt.“ (ebd.)

Der Kriegsbeginn hatte offensichtlich bei B. das zwiespältige Zusammendenken von Nationalsozialismus und Katholizismus noch verstärkt: Die katholischen Jugendlichen trafen sich weiter in ihren heimlichen Gruppen, wurden aber „natürlich alle Soldat [...], weil das eine Selbstverständlichkeit war und weil Deutschland im Krieg war“. B. selbst hat sich sogar freiwillig gemeldet, weil er eine „Pflicht“ darin sah, für Deutschland zu kämpfen. „So ein bißchen“ habe die NS-Propaganda schon gewirkt. B. begründend:

„Und die Gefahr war immerhin da – der Bolschewismus war das Zerstörerische, der Nationalsozialismus natürlich auch, nur waren wir da Mitbeteiligte.“ (ebd.)

Weder Schule noch Eltern hatten zu einer Klärung solcher ideologischen Ambivalenzen beigetragen. Der Schulleiter sei „ein treukatholischer Mann“ gewesen, der jeden Morgen in den Gottesdienst ging und dort auch manchmal die Orgel spielte, aber gleichzeitig gelegentlich eine SA-Uniform in der Schule trug. Zu der eigenen Familie führt B. aus, daß seine Tante zwar hektographierte Predigten des Bischofs von Galen verteilt habe, seine Eltern ihm diese aber nicht zeigten, weil sie „wahrscheinlich Angst (hatten; S.B.), daß wir leichtsinnig irgendwo plaudern“. Und als die Synagoge brannte, habe er zwar eine Ohrfeige von seinen Eltern bekommen, weil er bei den Löscharbeiten zugehört habe, diese hätten ihm ihr Verhalten jedoch nicht erklärt, so daß er es nicht verstanden habe. „Seltsam“ fand B. als Jugendlicher auch, daß die Großmutter bei einer Erwähnung des Namens „Hitler“ immer ein Kreuzzeichen machte. Auch dieses Verhalten habe er erst viel später verstanden.

Deshalb sieht er es auch für sich als problematisch an, aus heutiger Sicht die damaligen Verhältnisse angemessen zu schildern:

„Meine Vergangenheit und meine Erziehung den jungen Leuten heute deutlich zu machen, ohne zu blenden und ohne etwas zu vertuschen oder unehrlich zu werden, das ist eine Schwierigkeit.“ (ebd.)

Anfang 1941 wurde B. zur sogenannten „Heimatflak“ eingezogen, die um die Stadt Paderborn postiert war, um Flugangriffe abzuwehren. B. stellt dies als Möglichkeit dar, „schnell wieder bei der HJ wegzukommen“. Jede dritte Nacht hatte er von abends 18 Uhr bis morgens 6 Uhr Dienst, um anschließend wieder in die Schule zu gehen. Einen richtigen Angriff hat er nicht erlebt. Daher urteilt er:

„Das war für uns Jungen ein Stück Abenteuer.“ (ebd.)

Nach dem Abitur absolvierte B. im Sommer 1943 den Reichsarbeitsdienst. Als einer von nur zwei Abiturienten in seiner Einheit und zudem als gläubiger Katholik hat er sich dort nicht wohlgefühlt und mußte auch einiges an Repressalien ertragen. Während er mit der harten Arbeit und den militärischen Übungen keine Probleme hatte, sondern diese als gute Vorbereitung auf das folgende Soldatendasein ansah – „Im nachhinein war ich froh, daß mich der Arbeitsdienst so hart angefaßt hat.“ (ebd.) –, hat ihn insbesondere das Verhältnis der anderen Arbeitsdienstleistenden zu Frauen gestört: Sie hätten kein anderes Thema im Kopf gehabt und nur „säuische“ Witze erzählt.

Nach Beendigung des Arbeitsdienstes wurde B. als Soldat eingezogen. Auch hier hat ihn wie schon zuvor die „reine Männerwirtschaft“ und das aus seiner Sicht unangemessene Gerede der anderen Soldaten über Frauen gestört. Seine Kriegserfahrungen wertet er dagegen eher positiv, da er neue Länder kennengelernt und viele handwerkliche Techniken – Brückenbau, Schweißen etc. – gelernt habe. B.s Kriegszeit bestand nämlich vor allem aus Ausbildungen und Aufsichtsfunktionen, von Gefechten blieb er weitgehend verschont. Aus Gründen der „Familientradition“ hatte sich B. als Pionier zur Artillerie gemeldet. Er wurde in Dänemark und Köln ausgebildet, besuchte dort einige Lehrgänge und wurde schnell Unteroffizier. Erst dann kam er nach Litauen an die Front. Dort fanden zu diesem Zeitpunkt (1944; S.B.) keine Kampfhandlungen statt, so daß seine Tätigkeit vor allem aus dem Verlegen und Räumen von Minen bestand, bevor er wieder eine Kriegsschule besuchen durfte. Gegen Ende des Krieges bekam er bei dem Aufbau des sogenannten „Ostwalls“ Aufsichtsfunktionen über eine Kolonne Frauen und alte Männer zugewiesen. Hier kam er erneut in Konflikt mit seinen Vorstellungen von geschlechtsspezifisch angemessenem Verhalten, in diesem Fall bezogen auf das andere Geschlecht, die Frauen also: B. bezeichnet sie als „männerdoll“ und ebenso „sauig“ wie die Männer beim Reichsarbeitsdienst. Er weist im Gespräch darauf hin, daß das damalige Verhältnis katholischer Jugendlicher zu Mädchen heute nur noch schwer verständlich zu machen sei (vgl. ebd.).

B. wurde während seiner Aufsichtstätigkeit zum Oberfähnrich und kurz vor Kriegsende noch zum Leutnant der Reserve befördert. Vor der Kapitulation setzte er sich nach Westen ab. Auf dem Rückweg kam er zweimal in Kriegsgefangenschaft, konnte jedoch beide Male nach kurzer Zeit fliehen, so daß er bereits am 20. Mai 1945 wieder zu Hause in Paderborn ankam.

Den Wiederaufbau hat B. in materieller Hinsicht nicht annähernd so einschränkend wie andere – beispielsweise A. H. (s.u. Kap. III.5.2.3) – erlebt: Sein Elternhaus stand noch und hatte die Bombardierungen unbeschadet überstanden, und bis Ende 1945 konnte er bei einem Bauern arbeiten, so daß die Verpflegung gesichert war. Schwieriger war für B. allerdings die Frage der Berufswahl:

„Ich hatte das Abitur und sonst nichts, und Deutschland war kaputt.“ (ebd.)

Zuerst strebte er die höhere Forstlaufbahn an, da er meinte, damit seinen Traum vom einfachen Leben verwirklichen zu können und mehr mit Pflanzen und Tieren als mit Menschen zu tun zu haben. Er formuliert drastisch:

„Ich hatte die Schnauze voll von den Menschen, ob das Männer oder Frauen waren.“ (ebd.)

Da die Einstellungschancen als Förster allerdings sehr gering waren, orientierte er sich auf ein Chemiestudium, was ihm dann allerdings zu trocken erschien.

Spaß hatte B. in der Nachkriegszeit noch immer an katholischer Jugendarbeit, in diesem Fall als Gruppenleiter. Im Herbst 1945 habe er mit anderen angefangen, die Kinder und Jugendlichen zu sammeln, um mit ihnen Gruppenstunden durchzuführen und sich am Wiederaufbau des Doms zu beteiligen. Es sei ihm wichtig gewesen, „aus den Kindern und Jugendlichen vernünftige Menschen zu machen“. Wie bereits zur Zeit des Nationalsozialismus – möglicherweise auch als Folge dieser Erfahrung – hat B. wieder viel Wert darauf gelegt, daß die Jugendarbeit im Rahmen der kirchlichen Gemeinde und nicht in einem Verband stattfand:

„Ich war gegen diese Spezialisierung in Standesorganisationen.“ (ebd.)

Im Interesse der Offenheit und Gemeinsamkeit sollte die gesamte Pfarrjugend einer katholischen Gemeinde in die Jugendarbeit einbezogen werden, aus allen sozialen Schichten. Verpflegt durch das irische Rote Kreuz, hat er mit den Jugendlichen auch längere Fahrten unternommen.

Durch diese Jugendarbeit gewann B. Spaß am Umgang mit jungen – „noch bildungsfähigen“ – Menschen, „die man noch formen kann“, so daß er beschloß, Lehrer zu werden. Nach seiner Bewerbung um Aufnahme in die Pädagogische Akademie Paderborn wurde er zur Aufnahmeprüfung eingeladen, die er ohne Probleme bestand. B. war eher ein Mann der Praxis, der daraus auch das Interesse am Lehrerberuf erworben hatte, so daß es ihn immer „enttäuschte, wenn darüber geredet wurde, wie man Jugendliche wieder begeistern kann, statt einfach damit anzufangen“. Dennoch bewertet er die Ausbildung insgesamt eher positiv, da die Freiheit gegenüber der Schulzeit größer war:

„Als Schüler mußte man zuhören, man mußte seine Schularbeiten am nächsten Tag fertig haben.“ (ebd.)

Die Praxiserfahrungen des eigenen Unterrichtens während der Ausbildung haben ihm – dieser Einstellung entsprechend – am meisten gegeben, und wenn es anfangs nur die Erfahrung war, daß er bereits nach einer viertel Stunde heiser war, weil er das viele Sprechen nicht gewohnt war. Er nahm für sich eine private Sprecherziehung vor. Im Stadtschulpraktikum konnte B. selbständig eine zweite Klasse unterrichten, da ein Lehrer ausgefallen war. Im Landschulpraktikum hat er sogar drei Monate lang ein zweites Schuljahr und zusammen mit einem Kommilitonen ein siebentes Schuljahr unterrichtet. B:

„Das ist uns gar nicht so schwierig vorgekommen.“ (ebd.)

Und ein positives persönliches Erlebnis war dies trotz sehr großer Klassen auch:

„Als wir da so alleine standen, hat uns das viel mehr Spaß gemacht als alles andere.“ (ebd.)

In den ersten Semesterferien wurde er zur „Re-education“ nach England geschickt. Er wohnte privat in einer Familie und hat Kurse besucht, sein Urteil lautet allerdings:

„Da habe ich nichts von abgebracht, von der Demokratie da.“ (ebd.)

Prägende Person der Studienzeit war für B. der Religionsdozent Pollmann, der ihm „das meiste gegeben“ habe, der „uns auch ein bißchen die Augen aufgemacht hat für die Wirklichkeit und die Vergangenheit“. Dies hatte offenbar für B. erheblichen Stellenwert, weil die Prägung durch die Soldatenzeit tief ging, so daß es ihm „schwer fiel, über die Zeit wegzukommen und die Zeit zu verstehen“. B.:

„Jeder, der da war, ob die Älteren oder die Jungen, war bemüht, mit der Vergangenheit fertig zu werden. Wir sind ja mit Scheuklappen durch die Nazizeit geführt worden.“ (ebd.)

Auch andere Dozenten werden von ihm positiv beurteilt, so daß sein Gesamturteil lautet:

„Das waren qualifizierte Leute, die mir eine ganze Menge gegeben haben.“ (ebd.)

Unmittelbar nach der Abschlußprüfung hatte B. es zunächst schwer, als Volksschullehrer eine feste Anstellung zu finden, so daß er erst einmal private Dienstverträge annahm. Ostern 1949 erhielt er dann in einem Paderborner Vorort in einer dreiklassigen Volksschule eine Planstelle. Dort war das Verhältnis zu den Kollegen, die vor seiner Anstellung „gut miteinander harmonierten“, gespannt, da er „als Störenfried“ in das Kollegium kam. B. war deutlich jünger als die anderen Lehrer, so daß er bei den SchülerInnen schnell sehr beliebt war, was zu Konflikten führte. Dennoch hat ihm das Unterrichten Spaß gemacht. Wegen des Mangels an Räumlichkeiten hat er vor allem nachmittags unterrichtet. Da waren die ersten drei Jahrgänge zusammen in einem Raum versammelt, und er mußte den Unterricht entsprechend organisieren. Dies hat B. bei allen Problemen – z.B. einer angemessenen Nutzung der Tafel bei drei verschiedenen Themen und fehlenden Büchern – als spannende Herausforderung angesehen. Er resümiert (und betont dabei noch einmal sein Berufsverständnis):

„Das Lehrersein hat mir Freude gemacht, solange ich 30 Stunden in *einer* Klasse sein konnte.“ (ebd.)

III.5.2.2 G. M.

Ganz anders stellt sich die Lebensgeschichte von B.s ehemaligem Mitstudenten M. dar. Dessen gesamte Erinnerung ist von Kritik an der Enge des Paderborner Katholizismus geprägt. M. wurde am 21. April 1923 in Bottrop als Sohn eines Architekten geboren. Er hatte einen älteren und einen jüngeren Bruder, die beide als Soldaten im Zweiten Weltkrieg starben. „Ich bin durchgekommen“ (Interview M.), merkt er in bezug auf seine Zeit als Soldat an. Das erste Jahr seiner Schulzeit absolvierte der Junge 1929/30 noch in Bottrop, wurde dann aber nach Paderborn geschickt. Die allgemeine Wirtschaftskrise hatte auch seinen Vater getroffen, „und in Paderborn war gut versorgte Verwandtschaft“. Bis seine Eltern später nachkamen, wohnte M. bei seiner Tante. Nach vier Jahren Besuch der Volksschule ging er ab 1934 auf dieselbe Schule wie B., die Reismann-Oberrealschule für Jungen. In bezug auf diese Zeit erinnert sich M. daran, daß etwa ab der 10. Klasse der Religionsunterricht untersagt gewesen sei und der Pfarrer – der spätere Paderborner Generalvikar Rintelen – statt dessen die SchülerInnen zu sich nach Hause gebeten habe:

„Das war sehr locker. Der machte das nicht nach dem Katechismus oder den allgemeinen Anweisungen, sondern holte immer Literatur, die auf dem Index stand.“ (ebd.)

1942 machte M. Abitur, direkt im Anschluß wurde er eingezogen. Da er bei der Flieger-HJ gewesen war, wo er mit dem Bau von Modellen auf den Dienst in der Luftwaffe vorbereitet worden war und hier einen Lehrgang im Morsen mit offizieller Funkprüfung absolviert hatte, wurde er während der Rekrutenzeit auf die „Abwehr“-Tätigkeit vorbereitet. Er lernte Verschlüsseln und Entschlüsseln, in Berlin wurden die Soldaten auf höheres Tempo getrimmt. Auf seine Leistungen ist M. auch heute noch stolz.

M. wurde in Italien nicht an der Front eingesetzt, sondern immer „hinten“, also relativ ungefährdet. Seine Aufgabe war das Abhören des englischen Funks:

„Wir waren die einzigen, die noch Aufklärung brachten. Nach Zerschlagung der Luftwaffe und der Marine brachten wir für die Führung immer noch Unterlagen.“ (ebd.)

Wegen der hohen Bedeutung der Funker für die Fortführung des Krieges und damit für den Bestand des NS-Staates, die M. nicht kritisch reflektiert, wurden diese vor dem Vorrücken der Alliierten rechtzeitig nach Norditalien zurückgezogen, damit die Weiterarbeit gesichert war. In den Dolomiten geriet M. schließlich in Kriegsgefangenschaft. Nach einem halben Jahr wurde er von den Briten entlassen und kehrte nach Paderborn zurück. Zu seinen Empfindungen angesichts des Endes des Zweiten Weltkriegs führt M. aus, daß er froh gewesen sei, daß es vorbei war:

„Jetzt zählte nur ein Beruf, ran, ran, ran; voran – in Stellung, bürgerlich werden.“
(ebd.)

M. wäre gern Künstler geworden, doch seine Bewerbungen an Kunsthochschulen in Düsseldorf, Hamburg und Karlsruhe wurden mit der Empfehlung abgelehnt:

„Ich sollte ganz nach der Natur malen.“ (ebd.)

So suchte er weiter nach einer Ausbildungsmöglichkeit. Zu seiner Entscheidungsfindung stellt er fest:

„Rein pragmatisch bot sich die Möglichkeit, Lehrer zu werden.“ (ebd.)

Er hatte von der Ausbildung von Soldaten zu Volksschullehrern in Sonderlehrgängen gehört, doch der Paderborner Lehrgang war bereits belegt, als er dort nachfragte. Beyerle wies ihn auf die bevorstehende Eröffnung einer Pädagogischen Akademie in Paderborn hin, bei der er sich im Juni 1946 bewarb. Den zwischenzeitlichen Verdienst bei der britischen Militärregierung legte er an die Seite, um damit sein Studium zu finanzieren. Doch er bekam von der Akademie keine Antwort. Auf seine Nachfrage hin wurde ihm bedeutet, daß in seinen Papieren Zeugnisse von Pfarrern und kirchlichen Institutionen fehlten. M. holte sie sich vom örtlichen Pfarrer, von Rintelen und von seinem ehemaligen Religionslehrer, woraufhin er einen Studienplatz an der Akademie erhielt.

Die Zeit seines Studiums sieht M. heute sehr kritisch, er bezeichnet die Paderborner Akademie mit ihrer Betonung der Konfessionalität als „katholische Kaderschmiede“ (ebd.). Sich selber zählte er zum liberalen Flügel innerhalb der StudentInnenschaft. Gut gefallen hat ihm lediglich der Kunstunterricht bei Frau Poll, bei der er viel belegte und auch die Abschlußarbeit über „Die moderne Malerei und die junge Generation“ (UniA PB, A.V.2.c)-M.) geschrieben hat. Sie hätten ein „ausgezeichnetes Verhältnis“ (Interview M.) gehabt und zusammen Ausstellungen gemacht. Dieser Kontakt habe sich auch über die Studienzeit hinaus gehalten. Insgesamt habe er lieber bei Dozenten wie Schwerdt als bei Beyerle studiert:

„Das Reden war meine Sache nicht.“ (ebd.)

Außerdem hätten die Unterrichtsversuche sowieso mehr gebracht als die Vorlesungen. M:

„Bei Schwerdt, da ging das zuck-zuck.“ (ebd.)

Philosophie-Vorlesungen habe er dagegen „abgesessen“, weil sie im Plan gestanden hätten.

In seinem Studium hat M. auch Orgel gespielt, meldete sich aber nicht zur Orgelprüfung, da dann die „Gefahr“ bestanden hätte, daß er eine Planstelle bekäme, „wo der Lehrer der Organist oder der Organist der Lehrer ist, also Dahl,

Schwaney oder Atteln, diese Käffer“, wo man „versauert und verbauert bis in alle Ewigkeit“ (ebd.).

Bei allen Unterschieden zu den Darstellungen der anderen Studierenden wird in M.s Beschreibung der damaligen Lebenssituation doch auch ein konservatives Pflichtbewußtsein ähnlich wie bei L. deutlich:

„Die Zeit war eng, es fehlte an allem. Aber alle waren zufrieden, keiner war mistig, alle rissen sich am Riemen.“ (ebd.)

M.s Mutter erhielt eine kleine Rente, von bekannten Bauern bekamen sie manchmal eine Tüte Gemüse, so daß er feststellen konnte:

„Man kam so hin.“

Um so größer war seine Freude, direkt nach der Prüfung eine Anstellung zu finden, so daß er am nächsten Ersten das erste feste Geld erhielt:

„Das fühlte sich so gut an.“ (ebd.)

In einem größeren Paderborner Vorort bekam M. bald eine Planstelle, die er bis 1970 innehatte. Im Gegensatz zu L. und F. (s.u. Kap. III.5.2.4 und III.5.2.5) besuchte M. keine Fortbildungen, um Karriere zu machen. An einer Stelle erwähnt er, daß er sich als Werklehrer hätte spezialisieren können, doch da nur eine unbezahlte Freistellung möglich gewesen wäre und er Familie hatte, habe er das nicht gemacht.

Aus der Beschreibung seiner Zeit als Lehrer wird eine starke Unzufriedenheit mit den Arbeitsbedingungen deutlich, die vor allem den Einfluß der katholischen Kirche betrifft. So führt er aus, daß man im Religionsunterricht als Lehrer nach den Anweisungen des Pfarrers arbeiten mußte:

„Es war ja nicht so, daß man das nicht gewollt hätte, aber in praxi sah das ganz anders aus.“ (ebd.)

Als Beispiel nennt er den Beicht- und Kommunionunterricht des Pfarrers im dritten Schuljahr:

„Danach war die Klasse dann kaputt.“ (ebd.)

Die Schüler seien mit Inhalten konfrontiert worden, die vom pädagogischen Standpunkt aus nicht vertretbar gewesen seien. Aufgabe der Lehrer war es, die Kinder dann zum Beichten zu führen. M.:

„Ich hatte eine ganze Reihe Kinder, die ganz verstört waren, die nicht mit wollten.“ (ebd.)

M. nennt noch weitere Beispiele dafür, daß die katholische Kirche an den Volksschullehrer Ansprüche stellte, die er abwehrte. So sollte er den Kirchenchor übernehmen, wogegen er sich sträubte. Er hätte auf Verlangen des Rektors Kirchenlieder mit den Schülern einüben sollen, was er aber ebenfalls nicht wollte. Auch sei erwartet worden, daß er in der Kirche bei den Gottesdiensten

und anderen Gelegenheiten direkt hinter den Kindern Platz nähme, um sie disziplinieren zu können. M.:

„Ich habe mich nachher geweigert, hinter den Schülern Position zu beziehen, und bin nach Paderborn in die Kirche gefahren.“ (ebd.)

Predigt und Fronleichnamsprozessionen seien „nicht kindgerecht“ gewesen, da sei es nicht seine Aufgabe gewesen, für Ruhe zu sorgen. Der Rektor der Schule habe daraufhin versucht, über M.s Ehefrau Einfluß zu nehmen:

„Aber die kommt aus dem liberaleren Baden und entgegnete dem Rektor, auch hier müßten alte Zöpfe abgeschnitten werden.“ (ebd.)

Erst in den 60er Jahren sei das Verhältnis von Kirche und Schule etwas lockerer geworden, die Koedukation sei eingeführt worden, und die Konfessionen seien näher zusammengedrückt.

Aus dieser Schilderung läßt sich eine liberale Berufsauffassung M.s herauslesen. Diese stellt sich jedoch nicht widerspruchsfrei dar. So spricht er an einer Stelle von einer „böartigen Klasse“; wenn die einem „ans Fell“ wolle, werde es „kritisch“. Erstaunlich ist auch, daß er zu der Zeit, in der nach seiner Beschreibung eine Besserung der schulischen Konstellation eintrat, aus seinem Amt ausschied:

„1970 bin ich aus dem Dienst gegangen, es wurde unerträglich.“ (ebd.)

Zur Begründung führt er mehrere Gegebenheiten an, deren einzelnes Gewicht schwer abzuschätzen ist. Eine große Rolle scheint sein offensichtlich von Beginn an angespanntes Verhältnis zum Rektor gespielt zu haben, den er als „restriktiv“ bezeichnet. Darüber hinaus sei er gesundheitlich angeschlagen gewesen, er sei „immer in die Vollen“ gegangen und schließlich „ausgebrannt“ gewesen. Deutlich wird jedoch auch eine Überforderung durch die neuen, von ihm eigentlich positiv bewerteten Verhältnisse:

„Hinzu kamen die ganz neuen Verhältnisse in der Schule. [...] Jetzt kamen im 9. Schuljahr alle Konfessionen zusammen, Männlein und Weiblein.“ (ebd.)

Wenn er nicht vorzeitig seinen Beruf aufgegeben hätte, meint M., hätte er bis Ende der 80er Jahre unterrichten können:

„Aber wenn ich bedenke, was inzwischen an Umbrüchen stattgefunden hat – wir sind aus einer alten Welt.“ (ebd.)

Einige der DozentInnen zur Zeit seiner Ausbildung an der Akademie seien noch „reines klassisches 19. Jahrhundert“ gewesen, und in der Schule seien damals noch Direktoren tätig gewesen, die an Präparanden ausgebildet worden waren, „totgute Magister, handwerklich einwandfrei“ (ebd.). Aus diesen Bemerkungen kann man schließen, daß die Ausbildung, die M. 1946 bis 1948 in Paderborn erhalten hatte, den neuen komplexeren Anforderungen seit Ende der 60er Jahre allein – also ohne weitere Fortbildungen – nicht mehr gerecht werden konnte.

Seine Konsequenz war, daß er den Dienst quittierte und seinen Kindern riet, niemals LehrerInnen zu werden, worauf zwei der vier allerdings nicht eingingen.

III.5.2.3 A. H.

Wieder einen anderen Blickwinkel zeigt das Interview mit der Studentin A. H. Frau H. wurde 1925 als viertes von sieben Geschwistern in Paderborn geboren. Ihr Vater war Werkmeister bei der Bahn, die Mutter Hausfrau. Aufgrund der großen Familie mußten die Kinder zu Hause viel helfen. Obwohl der Vater nur über ein relativ niedriges Einkommen verfügte, wurde in der Familie viel Wert auf eine weiterführende Schulausbildung gelegt: Alle sieben Kinder haben Abitur gemacht. Frau H. hat von 1932 bis 1936 eine Volksschule für Mädchen besucht und ist dann – nach einer Aufnahmeprüfung – auf das Oberlyzeum für Mädchen (das spätere Pelizaeus-Gymnasium) gegangen, wo sie 1944 Abitur gemacht hat. Die Eltern hätten beide auf eine weiterführende Schulausbildung verzichten müssen, da sie aus einfachen Verhältnissen kamen; sie wollten ihren Kindern eine solche aber ermöglichen (vgl. Interview H.).

Die Volksschulzeit hat Frau H. in schlechter Erinnerung, da die Lehrerin streng und den Kindern nicht besonders zugetan gewesen sei. Im Gymnasium hatte sie dagegen vor allem zu ihrer langjährigen Klassenlehrerin ein gutes Verhältnis, da sie „gut eingestellt war, das heißt antinationalsozialistisch“ (ebd.). Von der Grundeinstellung her kennzeichnet Frau H. ihre Eltern als sehr sozial und als „total gegen das Nazi-Regime eingestellt“. Der Vater war bis 1933 Mitglied im „Bund der Kinderreichen“, u.a. auf seine Initiative hin habe dieser in der Paderborner Südstadt eine Siedlung für Arbeitslose aufgebaut. Zu Beginn des Nationalsozialismus hat der Vater diese Vereinstätigkeit aufgegeben.

Die Familie war sehr religiös: Der Vater war in der Pfarrgemeinde tätig, die Kinder in katholischen Jugendverbänden, und zwar die Jungen im Bund Neudeutschland und die Mädchen im Heliand. Sie nahmen auch nachmittags am freiwilligen Religionsunterricht teil. Die Eltern achteten darauf, daß keines der sieben Kinder Mitglied in der Hitlerjugend wurde. Ihr Bruder habe sogar heimlich die Predigten des Bischofs von Galen vervielfältigt und versandt, berichtet Frau H. Die ältere Schwester habe in der Schule Schwierigkeiten gehabt, da sie weder im BDM noch in einer anderen NS-Organisation Mitglied war. Auf Druck ihrer Lehrerinnen sei sie schließlich pro forma in einen – Frau H. nicht näher bekannten – Verband eingetreten (vgl. ebd.).

Frau H. schildert die NS-Zeit als für sie persönlich sehr belastend: Da sie die kritische Einstellung der Eltern kannte, habe sie immer „Angst“ gehabt. Die Kinder seien von den Eltern immer angehalten worden, nichts aus den Gesprächen zu Hause weiterzusagen. Einmal sei auch ihr Haus durchsucht worden. Da

der Vater politisch sehr interessiert war, hätten die Eltern auch regelmäßig den englischen Sender gehört.

Im November 1938 hat H. gesehen, wie die Paderborner Synagoge brannte:

„Ich stand fassungslos da, aber kein Mensch wagte etwas zu sagen.“ (ebd.)

Es sei eben zu gefährlich gewesen, sich dazu zu äußern. Man habe zwar keine Ahnung von den Konzentrationslagern gehabt, aber geahnt, daß „etwas nicht stimmte“. Erst nach Kriegsende habe sie konkrete Informationen über die Verfolgungen im Nationalsozialismus erhalten, über die sie sehr „entsetzt“ gewesen sei.

Auch die Schulzeit sei von der NS-Ideologie „geprägt“ gewesen, sie hätten sich alle „geduckt“ verhalten müssen (zur Pelizaeusschule im Nationalsozialismus vgl. Heller 1990). Besonders sei dies im Abitur deutlich geworden, als der Oberschulrat anwesend war. Es habe zwar auch Schülerinnen und LehrerInnen gegeben, die NS-kritisch eingestellt waren, aber eben auch andere, so daß man sehr vorsichtig sein mußte:

„Wir wurden so geduckt während der ganzen Schulzeit und waren froh, wenn es einigermassen lief.“ (ebd.)

Vor diesem Hintergrund hat H. vor allem die Mitgliedschaft im Heliand als positiv empfunden, weil es „so gelockert zugeht“. Man habe über Erfahrungen sprechen können, über die in der Schule nicht geredet werden durfte:

„Es war eine sehr schöne Zeit, die uns viel bedeutet hat.“ (ebd.)

Sehr prägend waren für Frau H. die Kriegserfahrungen. Ihre Abiturprüfung mußte im Luftschutzkeller fortgesetzt werden, am 27. März 1945 wurde das erst 1936 erbaute Elternhaus total ausgebombt, so daß die Familie fast nichts retten konnte. Zudem ist der älteste Bruder von Frau H. 1944 als Soldat in Rußland gestorben. Dies war für die Familie ein „sehr schwerer Schlag“; Frau H. gibt an, daß sie bis heute „nichts *mehr* erschüttert“ hat.

Den Einmarsch der Alliierten in Paderborn Ostern 1945 hat Frau H. aufgrund ihrer negativen Einstellung zum NS-Regime als „Befreiung“ und die unmittelbare Nachkriegszeit insgesamt als „sehr positiv“ erlebt (ebd.). Die größte Erleichterung sei gewesen, „daß man jetzt mal wirklich Freiheit erleben konnte“. Es seien zwar materiell schwere Zeiten gewesen, aber man habe das Gefühl gehabt:

„Es geht bergauf.“ (ebd.)

Bereits früh hatte Frau H. beschlossen, einen sozialen Beruf – z.B. als Fürsorgeerin – zu ergreifen. Dieses Interesse habe sie in ihrer großen Familie erworben, die Eltern seien ein Vorbild gewesen. Der Lehrerinnenberuf kam für sie lange Zeit nicht in Frage, „weil man sich da ja nicht frei bewegen konnte“. In der NS-Zeit sei dieser zu sehr ideologisch beeinflusst gewesen. Nach dem Abitur absol-

vierte sie daher zunächst ein Praktikum in einem Krankenhaus. Dadurch konnte sie auch dem Arbeitsdienst entgehen, worüber sie v.a. wegen des Todes ihres Bruders „froh“ war (ebd.).

Nach Kriegsende wußte sie nicht, „was weiter mit mir würde“, so daß sie ein halbes Jahr lang als Haushaltshilfe arbeitete, bevor sie von der Gründung einer Pädagogischen Akademie zur Ausbildung von VolksschullehrerInnen in Paderborn hörte und sich um die Aufnahme bewarb. Sie wurde zur Aufnahmeprüfung eingeladen, die in der Busdorfschule stattfand, und erhielt anschließend eine Zusage, was sie rückblickend als ein „Geschenk“ für sich bezeichnet. Ihre beiden Schwestern sind auch Lehrerinnen geworden: die ältere an einer Berufsschule, die jüngere besuchte den zweiten Lehrgang der Paderborner Akademie.

Prägende Lehrende der Studienzeit war für H. die Soziologiedozentin Aufmkolk, von der sie sich persönlich angesprochen fühlte und zu der sie auch privat Kontakt hatte. H. gab an, nicht nur besonderes Interesse an den von Frau Aufmkolk vertretenen Gebieten, sondern auch „wirklich Vertrauen zu ihr“ (ebd.) gehabt zu haben. Zudem seien ihre Vorlesungen gut aufgebaut gewesen und hätten eine klare Linie gehabt. Insgesamt habe Aufmkolk manches mehr getan, „als ihre Pflicht war“. Bei der Soziologiedozentin hat H. später dann auch ihre Examensarbeit zum Thema „Erziehung zur Ehrfurcht als sozialpädagogische Aufgabe des Volksschullehrers“ geschrieben.

Wichtig war H. darüber hinaus die Teilnahme am „Kleinen Chor“, der von Speer geleitet wurde und der sich wöchentlich traf, was für sie immer der „Höhepunkt in der Woche“ (ebd.) war. „Nach den Jahren der Strenge und des Druckes“ bedeuteten ihr die Auftritte des Chors in der Öffentlichkeit viel. Der Psychologiedozent Thun dagegen „sprach mich nicht so besonders an“. Sie habe zwar auch einmal an einer Kindesbeobachtung teilgenommen, aber immer das Gefühl gehabt:

„Es geht nicht recht weiter.“ (ebd.)

Als Wahlfächer entschied sich Frau H. für katholische Religion, wofür sie auch die Lehrbefugnis erwarb, und Soziologie, zudem erhielt sie die Lehrbefähigung für Musik und Sport.

Zusätzlich zu den im Studienplan vorgesehenen Praktika hat H. schon während des Studiums in freien Zeiten immer mal wieder Aushilfstätigkeiten an Schulen – z.T. in sehr großen Klassen mit mehr als 60 SchülerInnen – übernommen. Sie hat dies – ohne daß wie bei den Praktika ein Dozent im Klassenraum saß – als persönlichen „Test“ (ebd.) gesehen.

Was die Gesamtbewertung des Studiums angeht, sieht H. dieses im Vergleich zur Schulzeit „ein Stück positiver“, da man „in Freiheit arbeiten konnte“. Umfang und Inhalte des Studiums beurteilt sie dagegen aufgrund der Kürze der Ausbildungszeit („nur knapp vier Semester“) kritischer:

„Wir haben nur das nötigste Rüstzeug mitbekommen.“ (ebd.)

Fehlende Kenntnisse habe man sich später in der Praxis durch Teilnahme an Fortbildungen, individuelle Fortbildungen oder Austausch mit KollegInnen aneignen müssen. Auch die Gesamteinschätzung des Lehrkörpers fällt positiv aus:

„Wir hatten schon gute Dozenten!“ (ebd.)

Anders als M. hat H. keine Konflikte gehabt, sondern war mit den Inhalten und den Organisationsformen der Akademie im wesentlichen einverstanden gewesen. Dies ist sicher u.a. aus ihrer strikt katholischen Erziehung zu erklären.

Nachdem sie unmittelbar im Anschluß an ihr Erstes Staatsexamen für drei Monate eine Aushilfsstelle mit 14 Unterrichtsstunden an einer Hilfsschule in Paderborn bekommen hatte, erhielt H. Anfang 1949 ihre erste feste Anstellung an einer Volksschule in einem Paderborner Vorort, wo sie bereits ihr Land-schulpraktikum gemacht hatte und damals „mit sehr viel Engagement ganz frei schalten und walten“ konnte. Diese Begeisterung setzte sich auch in ihrem Berufsleben fort:

„Ich ging ganz in dieser Aufgabe auf.“ (ebd.)

Ostern 1949 übernahm Frau H. zum ersten Mal ein erstes Schuljahr mit 28 Kindern:

„Das war wunderbar.“ (ebd.)

Die materiellen Bedingungen seien allerdings mit 126,- DM für eine volle Stelle schlecht gewesen, so daß sie sich sehr einschränken mußte:

„Ich konnte mir absolut nichts leisten.“ (ebd.)

Es sei beispielsweise nicht möglich gewesen, eine Reise zu machen. Selbst ein Fahrrad konnte sie nur mit Unterstützung ihrer fünf Jahre älteren Schwester, die Berufsschullehrerin war, kaufen.

H. war als Lehrerin in das katholische Gemeindeleben eingebunden. Sie fuhr z.B. am Wochenende von Paderborn zu den Gottesdiensten ihres Schulortes oder gestaltete mit den SchülerInnen Beerdigungen. Nachmittags machte sie mit interessierten Mädchen kirchliche Gruppenstunden. Diese Tätigkeiten, die traditionell mit einer konfessionellen Volksschule verbunden waren, waren für sie „ein Stück Selbstverständlichkeit“, sicher manchmal „lästig, aber es gehörte dazu“ (ebd.).

Auch bei H. finden sich Hinweise auf eine Überforderung, auf die sie auch selbst aufmerksam macht. Die Klassen seien zu groß gewesen, und es habe auch damals schon schwierige SchülerInnen mit Verhaltensstörungen gegeben:

„Man ist überfordert. Das Gefühl habe ich manchmal gehabt.“ (ebd.)

Sie hat häufig einzelne SchülerInnen privat gefördert, weil sie meinte, daß sie sich während des Unterrichts nicht genügend um diese kümmern konnte. Schulische Probleme von SchülerInnen lastete sie sich selber an und fragte sich:

„Schaffst Du das überhaupt, daß alle Kinder am Ende des ersten Schuljahrs zum Lesen kommen.“ (ebd.)

Im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen kamen für H. mit ihrer geschlechtsspezifischen Rolle verbundene gesellschaftliche und eigene Anforderungen hinzu. Einerseits führt sie zwar aus:

„Ich habe nichts vermißt, wenn es auch aus heutiger Sicht unvorstellbar ist, daß man als junge Lehrerin auf dem Dorf sitzt und nicht mehr Ablenkung hat.“ (ebd.)

An anderen Stellen des Interviews aber hört sich dies anders an: Sie sei „sehr auf sich selbst gestellt“ gewesen, und es sei schon so gewesen, „daß man sich als junge Lehrerin manchmal ein bißchen einsam fühlte – gerade auf dem Dorf“. Sie habe eben die Vorstellung gehabt, daß eine Lehrerin unverheiratet bleiben müsse und daß sich die Teilnahme an Festivitäten für sie nicht schicke. Frau H.:

„Das ist ja auch klar: Entweder ging ich in den Lehrberuf *oder* ich heiratete. Das war für mich tatsächlich eine Entscheidung. Und ich hatte mich entschieden.“ (ebd.)

Verheiratete Frauen seien im Lehrberuf eine Ausnahme gewesen. Sie habe sich zudem immer gefragt, wie diese es schafften, Familie und Beruf zu vereinbaren. Sie habe zwar einige Studenten ihres Lehrgangs besonders nett gefunden, „aber das war ein Tabu für mich“ (ebd.). Dies war im übrigen keine Einstellung, die sie erst im Studium erworben hatte, sondern Folge ihrer katholischen Erziehung zu Hause, aufgrund derer H. beispielsweise auch keinen Tanzkurs besucht hatte. Manchmal hat sie bei Festen, zu denen sie als Einzelperson nicht gehen konnte, „Neid“ auf die anderen empfunden, aber dann gedacht:

„Das ist eben Dein Los, das ist so richtig.“ (ebd.)

Eine solche Orientierung wurde ihr später zusätzlich auch von außen vermittelt. Der Akademiedozent Beyerle habe beispielsweise einmal ausgeführt:

„Ach, wenn Sie nach [..., Name eines Paderborner Vorortes; S.B.] gehen, haben Sie nie die Chance zu heiraten.“ (ebd.)

Aus heutiger Sicht betrachtet sie diese damalige Einstellung durchaus kritisch, da es nicht gut sei, wenn man als Lehrerin nur im Beruf aufgehe; es sei besser, auch persönliche Interessen zu pflegen. Auch sei ja die Möglichkeit gegeben, eine Teilzeitstelle zu übernehmen.

Die geschlechtsspezifischen Einschränkungen ihres Lebensentwurfs sieht Frau H. also sehr deutlich. Dennoch resümiert sie zusammenfassend:

„Ich habe es eigentlich nicht bereut, daß ich diesen Beruf ergriffen habe. Ich habe es gern gemacht.“ (ebd.)

III.5.2.4 S. L.

L.s Eltern wuchsen Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Gebiet des heutigen Tschechiens in der Monarchie Österreich-Ungarn auf. Der Vater war Glasmacher. L. bezeichnet seine Eltern als „wanderfreudige Leute“ (Interview L.). Vor dem Ersten Weltkrieg wanderten sie nach Deutschland aus, weil in Österreich-Ungarn Gewerkschaften verboten waren und der Vater Kassierer in einer Gewerkschaft war. Bei der Gründung der Tschechoslowakei 1918 wählte Familie L. – trotz mittlerweile mehrjährigen Aufenthalts in Deutschland – die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit. Als Motiv der Eltern gibt L. an:

„Wir bleiben das, was wir waren.“ (ebd.)

In Deutschland wechselten sie anfangs häufig ihren Wohnsitz, bis die Mutter nicht mehr habe umziehen wollen und die Familie in Porta blieb.

Hier wurde L. am 10. September 1919 geboren. Er hatte fünf ältere Geschwister. 1926 wurde er in eine katholische zweiklassige Volksschule eingeschult, die er bis 1931 besuchte. Er wechselte dann in die fünfte Klasse der Missionschule St. Xaver in Bad Driburg „mit dem Ziel, Missionar zu werden“ (ebd.). Dieser Schule der Styler Missionare war ein Internat angeschlossen, in dem L. lebte. Zu Beginn der NS-Zeit war er vierzehn Jahre alt.

Das sogenannte „Mutterhaus“ des Ordens umschloß eine deutsche Auslandsschule mit anerkanntem Abitur, es befand sich in Styl in den Niederlanden. L.:

„In der Nazizeit war die Schule in Gefahr, daß ihr die Anerkennung abgesprochen würde, weil sie katholisch war.“ (ebd.)

Daher sei er als Tschechoslowake gefragt worden, ob er dorthin wolle, damit eine bestimmte Zahl an Ausländern nachgewiesen werden könne. So ging L. zur 10. Klasse nach Styl und machte dort Abitur. Er hatte schon seit seinem neunten Lebensjahr in Chören gesungen und begann hier mit dem Dirigieren. Musik spielte für L. auch später immer eine große Rolle.

„Zur Vorbereitung auf den Orden“ ging L. anschließend in die Schweiz, doch bereits nach zwei Monaten wurden er und seine Mitschüler gefragt, ob sie nicht nach Mehlsack in Ostpreußen gehen wollten. Dort war eine Ordensniederlassung aufgelöst worden, das Gebäude sollte aber wegen des Risikos einer Beschlagnahme nicht leer stehen. In Mehlsack blieb L. ein Jahr. Dort habe er auch „die Kristallnacht erlebt – schrecklich“ (ebd.).

Mitte 1939 ging der knapp Zwanzigjährige an ein Theologenseminar in St. Augustin im Rheinland, das Ende 1941 von der Gestapo „von einem auf den anderen Tag aufgehoben“ wurde:

„Wir haben alle unser persönliches Eigentum verloren.“ (ebd.)

Sein Theologiestudium setzte er in Freiburg fort. Zum weiteren Geschehen führt L. aus:

„Inzwischen brauchte der große Führer damals mehr Soldaten. Er war ja inzwischen auch in die Tschechoslowakei einmarschiert, von daher bekamen meine Eltern schon vor mir die deutsche Staatsangehörigkeit.“ (ebd.)

Auch L. erwarb die deutsche Staatsangehörigkeit. 1942 wurde er kurz vor Abschluß seines Studiums eingezogen. Weil er Theologie studiert hatte, wurde er bei der Kriegsmarine Sanitäter. In den Niederlanden erhielt er eine zweimonatige Grundausbildung, der eine Sanitätsausbildung folgte. Von August 1942 bis September 1944 leistete L. dann Kriegsdienst in Frankreich „im Sanitätsbunker der Batterien, die nach Dover 'rüberschossen“:

„Bei gutem Wetter konnten wir Dover sehen, sahen Fenster blinken, sahen Autos und Züge fahren.“ (ebd.)

Am 29. September 1944, nach der Invasion der Alliierten, geriet er in Kriegsgefangenschaft.

Nach Aufenthalt in einigen Durchgangslagern wurde er in ein „Nazi“-Lager nach Sheffield in Großbritannien gebracht, da er bei der Kriegsmarine gewesen war und die gefangenen Marineangehörigen, Fallschirmjäger und SS-Leute dorthin kamen. Die Beschreibung der Gefangenenezeit ist bei L. entweder geprägt von positiver Stellungnahme zur Behandlung durch die Alliierten, wenn die Lebensumstände im Lager gut waren, oder von Verständnis, wenn sie schlecht waren. Daß für ihn die Niederlage Deutschlands keine Katastrophe war, kann man aus seiner distanzierten Beobachtung der Reaktionen von Mitgefangenen folgern:

„Hier waren auch NS-Offiziere, die nicht wahrhaben wollten, daß der Krieg verloren war.“ (ebd.)

Diese hätten alle Nachrichten der Briten über alliierte Siege für „erlogen und erstunken“ gehalten:

„Als eines Nachts eine V1 über das Lager flog, traten am nächsten Tag alle NS-Anhänger mit ihren SS-Runen und anderen Abzeichen, die sie vorher abgelegt hatten, wieder auf.“ (ebd.)

In Sheffield konnten sich die Gefangenen für ein Theologenseminar in einem anderen Lager melden. L. hat daraufhin fünf Monate in Colchester/Essex Seminare besucht. Ein Professor aus Birmingham beschaffte Literatur, fortgeschrittene Studenten unter den Gefangenen hielten Vorlesungen. Die Abschlüsse wurden von dem College in Birmingham anerkannt. Als „eindeutiger Nicht-Nazi“ (ebd.) sei er, L., als einer der ersten am 28. Juli 1946 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden. Der 27jährige fuhr zu seinen Eltern nach Porta zurück.

Zu Hause ging es ihm vor allem darum, sich beruflich zu orientieren. L. wollte nicht weiter Theologie studieren, daher hat er sich in Minden bei der Bezirksregierung erkundigt, was er beruflich machen könne. Am liebsten hätte er

Chemie oder Musik studiert, aber das sei nicht möglich gewesen. Damals hätte es geheißen, „man muß schon mit dem Schinken unterm Arm ankommen, wenn man aufgenommen werden will“ (ebd.). Die Schulabteilung des Regierungspräsidenten machte ihn darauf aufmerksam, daß bald eine Pädagogische Akademie in Paderborn eröffnet werde, bei der er sich auch bewarb. L:

„Man nahm das, wovon man leben konnte. Es war nicht mein Traumberuf.“

L. wurde zur Aufnahmeprüfung eingeladen, im Rahmen des Unterrichtsversuchs behandelte er eine griechische Fabel:

„Ich kannte ja nichts anderes, weil ich von einem humanistischen Gymnasium kam.“ (ebd.)

Daß er aufgenommen wurde, schreibt er der Tatsache zu, daß er in keiner NS-Organisation gewesen sei:

„Als Theologe war ich im Grunde genommen sogar ein Nazi-Verfolgter.“ (ebd.)

L. reflektiert nicht, daß er sich – trotz aller Einschränkungen beispielsweise im Zusammenhang mit der Auflösung des Seminars St. Augustin – im NS-Staat frei bewegen und sein Studium immerhin fast zu Ende führen konnte.

Die Zeit an der Pädagogischen Akademie sieht L. bei weitem nicht so kritisch wie M. Zwar störte ihn der Niveau-Unterschied im Vergleich zur Universität, doch wertet er die Rahmenbedingungen – insbesondere die Konfessionalität der VolksschullehrerInnenausbildung – positiv und hebt den guten Kontakt zu den Lehrenden hervor. Für diesen Gesamteindruck gibt es mehrere Erklärungen, die sich vor dem Hintergrund seines bisherigen Lebensweges anbieten: So hatte er bereits vor dem Besuch der Akademie ein besonders positives Verhältnis zur christlichen Religion und zur katholischen Kirche, immerhin wollte er Missionar werden und hatte Theologie studiert. Auch der musische Anteil der Ausbildung war ihm nicht fremd, da er in Chören gesungen, dirigiert und vermutlich auch selber ein Instrument gespielt hat. Zum dritten hatte L. lange Zeit in Internaten bzw. im Theologen-Seminar in internatsähnlicher Form gelebt, so daß ihm die Geschlossenheit der Akademie sowie die Kontrolle auch der persönlichen Lebensverhältnisse nicht problematisch erschienen.

In der Beschreibung seines weiteren Lebensweges zeigt sich eine deutliche Aufstiegsorientierung, die schon in der Kritik am Niveau der Ausbildung deutlich geworden war. So schloß L. sein Studium mit insgesamt guten Noten ab, ärgert sich aber heute noch über ein „befriedigend“ für die Unterrichtsversuche. Bei der Examensarbeit wählte er ein theologisches Thema, das er bei Pollmann schrieb: „Spuren und Abbilder der Dreifaltigkeit in der Schöpfung und ihre unterschiedliche Verwendung“ (UniA PB, A.V.2.c)- L.).

Bereits im Rahmen seines Studiums hatte L. zahlreiche zusätzliche Qualifikationen erworben. So hatte er die Lehrbefähigung für den katholischen Religionsunterricht und für Musik erworben, hatte außerdem Pädagogik, Psycholo-

gie und Englisch jeweils mit zusätzlichen Arbeitsgemeinschaften belegt und eine Ausbildung am Filmgerät absolviert (vgl. ebd.). Seine erste Stelle fand er an einer Volksschule für Mädchen in Detmold. Die zweite Lehrerprüfung legte er bereits 1951 ab, „zu einem möglichst frühen Zeitpunkt“ (Interview L.). Parallel belegte L. einen Chorleiter-Lehrgang an der Detmolder Musikhochschule und machte dort die Prüfung in Musik als Fach für die Realschule. Mitte der fünfziger Jahre wechselte L. an eine Realschule und hörte noch einmal Vorlesungen bei seinem ehemaligen Dozenten für Philosophie in Paderborn, Adams. Sein Ziel war die Promotion, dafür belegte er auch in Münster Philosophie-Veranstaltungen, „aber es war schwierig, einen Doktorvater zu finden“ (ebd.). Stattdessen absolvierte er dann Ferienkurse in Frankreich an den Universitäten Dijon und Lille. 1958 wurde der knapp Vierzigjährige Realschuldirektor. Ein Jahr später legte er noch eine Zusatzprüfung in Englisch als Fach für die Realschule ab, seine Arbeit schrieb er über „Priestergestalten bei Graham Greene“. 1984 wurde L. als 65jähriger pensioniert.

In der Gesamteinschätzung seines Lehrerdaseins wird bei L. die „Funktions-tüchtigkeit“, von der Bude spricht, recht deutlich. Er habe seinen Beruf „nicht mit übermäßiger Begeisterung ausgeübt“, führt er aus, aber „pflichttreuer als die Studenten seit den 70er Jahren“. Seine Haltung sieht er als allgemeingültig für die Angehörigen seiner Generation an:

„Wenn wir etwas anfaßten, dann haben wir versucht, das 100%ig zu machen.“
(ebd.)

Der Beruf sei für sie nicht „Job“ gewesen, sondern „Aufgabe“.

III.5.2.5 N. F.

Frau F. wurde 1923 als ältestes Kind eines Justizbeamten in Delbrück geboren. Sie hatte eine Schwester und zwei Brüder. Weil der Vater 1930 nach Paderborn versetzt wurde, zog die Familie hierhin um, wo F. dann bis kurz nach ihrem Abitur lebte. Nach fünf Jahren in der Volksschule – mit parallelem Privatunterricht in Französisch im letzten Jahr – und einer Aufnahmeprüfung für das Gymnasium besuchte Frau F. ab der sechsten Klasse zunächst das Oberlyzaeum St. Michael, das von Schwestern des Klosters der Augustinerinnen geführt wurde, wo sie sich „sehr wohlfühlt“ (Interview F.) hat. Allerdings habe sich an der Schule in der Zeit des Nationalsozialismus einiges geändert: So habe sie ab der Klasse 8 nicht den neusprachlichen Zweig der Schule besuchen und auch nicht zum hauswirtschaftlichen Zweig der Pelizaeusschule wechseln, sondern die sogenannte „Studienanstalt“ mit Latein bis zum Großen Latinum absolvieren wollen. Dies war jedoch nicht mehr möglich, ihr wurde gesagt:

„Eine deutsche Frau braucht diese Dinge nicht.“ (ebd.)

Um später in die Oberstufe zu kommen, mußte sie zudem eine hauswirtschaftliche Prüfung ablegen, um zu zeigen, daß sie auch über hausfrauliche Fähigkeiten verfügte. Es habe auch einige Lehrer gegeben, die „ein bißchen sehr braun waren“, aber von diesen seien sie „nicht schikaniert worden“ (ebd.). Ein Jahr vor dem Abitur wurde die katholische Schule aufgelöst und die Klasse – mit den weltlichen Lehrern der Michaelsschule – an die Pelizaeusschule verlagert, wo F. kurz vor ihrem 18. Geburtstag 1941 im neusprachlichen Zweig das Abitur machte.

Eine für sie wichtige Erinnerung an die Schulzeit stammt aus dem zweiten Volksschuljahr, als während eines politischen Wahlkampfs ihre Lehrerin die SchülerInnen aufgefordert habe:

„Kinder betet! Wenn der Hitler an die Regierung kommt, dann gibt es Krieg.“ (ebd.)

Daran habe sie sich immer wieder erinnert, nachdem Hitler an der Macht war, und sie habe Angst vor einem Krieg gehabt. Diese Angst sei durch die Atmosphäre zu Hause verstärkt worden, wo der Vater gegenüber den Kindern zwar sehr vorsichtig mit kritischen Äußerungen gewesen sei, aber doch seine Distanz zum Nationalsozialismus habe spüren lassen:

„Hinterher war einem vieles klarer, man war als Kind ja doch unbefangen. Doch hat mich dies die ganze Zeit begleitet.“ (ebd.)

In ihrer Freizeit war Frau F. in der katholischen Jugendarbeit tätig, und zwar im Heliand. Als die NS-Regierung diesen Bund immer weiter auf den kirchlichen Raum beschränken wollte, hätten sich die Mädchen privat in Familien getroffen und auch weiter – als Freundinnen – Fahrten gemacht. Nach der Jugendkundgebung anlässlich der Weihe des Bischofs Lorenz Jäger (19.10.1941; S.B.) habe sie aber Schwierigkeiten bekommen. So habe einmal eine Hausdurchsuchung bei ihr und ihrem Bruder stattgefunden, wonach sie von der Gestapo – getrennt – zum Verhör vorgeladen wurden. F.:

„An einem Sonntag morgen mußte ich da erscheinen. Die Türen gingen hinter mir zu [...], und da saß der ‚gute‘ Herr mit einer Schnapsflasche auf dem Tisch und hinter ihm zwei gekreuzte Karabiner an der Wand. Diesen Eindruck habe ich nie vergessen. Ich habe Angst gehabt.“ (ebd.)

Bis heute frage sie sich, woher die Gestapo viele Einzelheiten ihrer privaten Tätigkeiten kannte, z.B. über Fahrten nach außerhalb von Paderborn Bescheid wußte. Die ganze Zeit des Nationalsozialismus charakterisiert F. so, daß man immer „ein bißchen auf dem Pulverfaß“ gesessen habe.

Eine freiwillige Meldung zum Arbeitsdienst kam für F. nicht in Frage, stattdessen machte sie beim Roten Kreuz eine Ausbildung zur Schwesternhelferin und arbeitete ein halbes Jahr in einem Lazarett in Paderborn. Ihr Berufsziel war zu diesem Zeitpunkt Jugendfürsorgerin, wofür noch weitere sechs Monate

Praktikum notwendig waren, die sie zur Hälfte im Kreisjugendamt Paderborn und zur Hälfte in einem Mädchenerziehungsheim absolvierte. Die zweijährige Ausbildung zur Jugendfürsorgerin absolvierte sie an der Westfälischen Frauenschule für Volkspflege des Katholischen Fürsorgevereins in Dortmund, wo sie 1944 das Examen ablegte. Parallel hatte Frau F. Kurse an einem religionspädagogischen Institut belegt und eine Prüfung als Pfarrhelferin abgelegt. Eine erste Stelle bekam sie unmittelbar im Anschluß an ihre Jugendfürsorge-Ausbildung beim Katholischen Fürsorgeverein in Warendorf, für den sie ein Jahr lang evakuierte Kinder betreute, die im Bezirk untergebracht worden waren. Anschließend arbeitete sie von Herbst 1945 bis Herbst 1946 für denselben Träger in Hannover, wo sie während der Ausbildung bereits ein Praktikum absolviert hatte.

Das Kriegsende erlebte Frau F. als „Zusammenbruch“. Nach dem Bombenangriff am 27. März 1945 habe sie „so gerade noch“ mit dem Fahrrad nach Paderborn kommen können, wo ihre Eltern ausgebombt worden waren.

Frau F. hatte „immer vor, Lehrerin zu werden“, was auch mit ihrer Tätigkeit in der Jugendarbeit zusammenhing. Doch in der Zeit des Nationalsozialismus wollte sie ihren Berufswunsch nicht realisieren, da sie – wie A. H. – LehrerInnen zu stark ideologischen Zwängen ausgesetzt sah:

„Damals gab es ja diese nationalsozialistischen Lehrerbildungsanstalten. Aber das wollte ich auf keinen Fall!“ (ebd.)

Während ihrer Tätigkeit als Jugendfürsorgerin in Hannover hörte sie von der Eröffnung einer Pädagogischen Akademie in Paderborn, bei der sie sich „sofort“ um Aufnahme bewarb und nach der Einstellungsprüfung – u.a. einer Lehrprobe, an die sie sich noch erinnert – angenommen wurde.

Die materiellen Umstände der Ausbildung charakterisiert F. als „Notbehelf“, es habe wenig zu Essen gegeben etc., aber die Atmosphäre an der Akademie sei „sehr gut“ gewesen:

„Obwohl die äußeren Rahmenbedingungen nicht gut waren, haben wir sehr schöne Feste gefeiert.“ (ebd.)

Frau F. weist darauf hin, daß etwa drei Viertel der Studierenden Männer waren. Einzige Folge davon sei aber gewesen, daß Studierende und Lehrende die Studentinnen schneller gekannt hätten, weil es sich um eine kleinere Gruppe handelte. Probleme habe es nicht gegeben:

„Es war weder so, daß man sich als Frau an die Seite geschoben fühlte, noch daß man besonders herausgehoben wurde. Das war nicht so.“ (ebd.)

Am nachdrücklichsten erinnert sich Frau F. an die Person des Akademieleiters, Prof. Dr. Rosenmöller, den sie als „väterlichen Herrn“ und „sehr gütigen, hilfsbereiten Menschen“ bezeichnet, und an seine Vorlesungen:

„Er entschwebte manchmal etwas. Das heißt nicht, daß er in seinen Ausführungen sehr vom Boden abhob, aber ich glaube, daß er alles um sich herum vergaß.“ (ebd.)

Dies galt z.B. bei Vorlesungen über Platon. Die Studierenden „schmunzelten“ dann ein wenig, aber Frau F. bezeichnet dies als „ein sehr schönes Erlebnis“.

Frau F. entschied sich für katholische Religionslehre und Musik als Wahlfächer. Als schön erinnert sie – ähnlich wie A. H. – vor allem die Teilnahme am Chor und seinen Aufführungen. Bis heute hat Frau F. noch Kontakt zu ihrem ehemaligen Musikdozenten Speer. Kritik ist dagegen an der Deutschausbildung herauszuhören, wenn Frau F. formuliert, daß die von dem Lehrstuhlvertreter Schwerdt vorgebrachten Inhalte „nur so in Richtung seiner Kritischen Didaktik gingen“ und sich auf Grammatik und Satzlehre beschränkten. Für ihre Prüfung habe sie über diese Themen gedacht:

„Nein, also diese Dinge machst du nicht.“ (ebd.)

Sie hat sich dann ein literarisches Prüfungsthema – ein Gedicht des Schriftstellers Werner Bergengruen – ausgesucht. Ihr Interesse an solchen Themen führte auch zu einer positiven Einschätzung des Wahlfachs Religion, weil der Religionsdozent Pollmann die Studierenden mit zeitgenössischer Dichtung – z.B. von Rudolf Alexander Schröder, Werner Bergengruen, Edzard Schaper – vertraut machte. Einmal habe er beispielsweise ein Seminar über das Gottesbild in den Psalmen im Vergleich zum Gottesbild in der modernen Literatur veranstaltet.

Im Vergleich zur Zeit des Nationalsozialismus beschreibt Frau F. ihre Akademie-Zeit als positive Erfahrung:

„Da wir ja alle in einer Zeit gelebt hatten, in der wir unter Druck saßen, war das eine sehr befreiende Atmosphäre.“ (ebd.)

1948 hat Frau F. ihr erstes Staatsexamen abgelegt. Ihre Examensarbeit hat sie in katholischer Religionslehre bei Pollmann zum Thema „Die Behandlung des Sakramentes der Firmung in der Volksschule“ geschrieben. Praxisrelevant wurde diese Arbeit im folgenden Jahr bei einer Firmung, bei der sich der Pastor bei Frau F. Anregungen für die Gestaltung des Gottesdienstes holte. Rückblickend schätzt Frau F. die Ausbildung insgesamt wie folgt ein:

„Auf dem Rüstzeug und den Grundwerten, die man vermittelt bekam – wie man überhaupt seinen Beruf auffaßte und in die Schule ging –, konnte man schon aufbauen.“ (ebd.)

Im Rahmen eines privatrechtlichen Dienstvertrags bekam sie an einer Paderborner Volksschule für Mädchen und Jungen eine halbe Stelle, die nach etwa einem Jahr auf die volle Stundenzahl aufgestockt wurde. Später erhielt sie an derselben Schule auch eine Planstelle.

1951 legte Frau F. ihre zweite Staatsprüfung ab. Als an der Pädagogischen Akademie Realschulkurse eingerichtet wurden, hat Frau F. diese Gelegenheit

wahrgenommen und hier die Unterrichtsfächer katholische Religionslehre und Geschichte gewählt. Das Studium hat sie 1958 mit der Prüfung zur Realschullehrerin abgeschlossen.

Die Tätigkeit als Lehrerin hat Frau F. immer Spaß gemacht, sie habe nie größere Schwierigkeiten gehabt – weder in der Grundschule, noch in der Hauptschule mit den bis zu 17 Jahre alten Schülern. Es habe ihr auch „nicht leid getan“, daß sie erst eine Ausbildung zur Jugendfürsorgerin gemacht hatte:

„Das habe ich nach dem Krieg sehr gut brauchen können. In ihrer Schule seien nicht nur Waisenkinder gewesen, sondern auch Kinder, die nach den Kriegswirren aufgefangen werden mußten.“ (ebd.)

Zu dieser positiven Einschätzung trägt vermutlich auch bei, daß Frau F. durchaus bewußt ist, daß eine Ausbildung keine statische Vorgabe für das folgende Berufsleben sein kann:

„Den Unterricht, wie wir ihn anfangs gemacht haben, den würde und könnte man heute nicht mehr geben, weil die Situation eine ganz andere ist.“ (ebd.)

Dementsprechend hat Frau F. in der Folgezeit häufig Fortbildungen an der Akademie belegt. 1964 wurde sie Konrektorin einer achtklassigen Paderborner Volksschule. Im Rahmen eines Modellversuchs beteiligte sie sich an der Erprobung eines freiwilligen neunten Schuljahrs. Bereits zwei Jahre später wurde sie im Alter von 43 Jahren Rektorin – zunächst an einer Volksschule, nach der Trennung von Grund- und Hauptschule an einer Hauptschule. 1985 wurde F. im Alter von 62 Jahren pensioniert.

Ihre Zeit als Schulleiterin sieht Frau F. im Rückblick vor allem durch eine zunehmende Regelungsdichte gekennzeichnet:

„Durch die unendlich vielen Gesetze, Erlasse usw. wurde die Schule immer mehr verwaltet. Das gefiel mir nicht immer so.“ (ebd.)

Der „reine Verwaltungskram“ habe ihr keinen Spaß gemacht, sie habe dagegen Wert auf eine „menschliche Basis“ der Arbeit gelegt, was heute eher zu kurz komme. Frau F. weist aber darauf hin, daß sie in ihrer Arbeit „sehr große Freiheit“ gehabt und daher „unter den Schulräten nie gelitten“ habe:

„Ich habe oft gesagt: Das finde ich nicht sinnvoll! Ich will nicht Eltern, Lehrer oder Schüler verrückt machen. Wir machen das so, wie wir das für sinnvoll halten. Das war damals durchaus noch möglich.“ (ebd.)

Frau F. hat sich als Schulleiterin auch immer darum bemüht, in allen Jahrgangsstufen zu unterrichten:

„Man hat dann einen besseren Überblick und weiß, was los ist. Man hat dann auch mehr Verständnis für die Sorgen der Kollegen in den einzelnen Altersstufen.“ (ebd.)

Die Entscheidung für den Lehrerinnenberuf hat sie bis heute nicht bereut.